

RIIKKA PULKKINEN

# DIE RUHELOSE

Roman

LESEPROBE

List

Riikka Pulkkinen

# DIE RUHELOSE

Roman

Aus dem Finnischen  
von Elina Kritzokat

List

*Meiner Mutter und meinem Vater, die mir  
lesen und schreiben beibrachten.*

*Meinen Schwestern Johanna und Marita.  
Danke, dass gerade ihr es wart, mit denen ich  
aufwachsen durfte.*

*Meiner Freundin Ilona, meiner kritischsten Leserin,  
die dieses Leben so mild und wild lebt  
wie sonst niemand.*

*Anja* Die Luft an dem Tag, an dem Anja Aropalo zu sterben beschloss, war süßlich und dicht wie Zuckerwatte. Es war August und noch heiß, auch die Nächte waren heiß, dunkel wie im Süden. Am Morgen war Anja mit dem klaren Gedanken aufgewacht, dass der Plan heute wahr werden sollte. Schluss mit Zauderei und Charakterchwäche. Heute war der richtige Tag.

Anja Aropalos Einsamkeit dauerte schon zwei Jahre. Sie spürte sie seit dem Weggehen ihres Mannes als schneidenden Schmerz in der Brust. Ihr ganzer Körper war unreinigt von diesem Gefühl; die Sehnsucht äußerte sich als physischer Schmerz, als nicht genau lokalisierbares Reißen und fortwährendes Pochen. Weinen musste sie kaum, nur manchmal nachts, wenn sie sich auf die andere Seite drehte und in den leeren Raum neben sich griff. Das Schlimmste was das Pochen.

Anja kam vom Einkaufen zurück. Der morgendliche Gedanke war im Lauf des Nachmittags zum festen Beschluss gereift. Sie hatte in der Stadt die üblichen Dinge erledigt und war auf dem Heimweg noch im Supermarkt und in der Apotheke gewesen. Brot, Käse, Kaffeessahne,

Fleisch fürs Abendessen. Und Aponal. Die Tabletten lagen ganz unten in der Tasche, neunzig Stück, säuberlich in Durchdrückstreifen. »Gegen Depressionen« stand auf dem Rezept.

An das Medikament zu kommen war überraschend einfach gewesen. Anja war in die Sprechstunde eines großen Gesundheitszentrums gegangen und hatte einem der Ärzte von ihrem Leben erzählt. Der hatte Antidepressiva vorgeschlagen, woraufhin sie leichthin bemerkte, ihr wäre ein Mittel der älteren Generation lieber, Aponal oder Saroten. »Von den neuen Medikamenten wird mir übel. Sie wissen schon, die Nebenwirkungen«, hatte sie hinzugefügt, noch immer leichthin. Ein kurzer, verständnisvoller Blickwechsel. Der Arzt verschrieb ihr eine Dreimonatspackung Aponal. »Schön, wenn Patienten so gut über sich selbst Bescheid wissen und verantwortlich handeln wie Sie«, sagte er, als sie sich bei der Verabschiedung die Hand gaben. Anja hatte seinen Blick gemieden und war sofort aus dem Zimmer gegangen, hinaus aus dem Gebäude, mit immer schnelleren Schritten, bis das Schamgefühl auf der von blühenden Kastanien gesäumten Straße nachließ.

Das war Anfang Juni gewesen; inzwischen war August. Irgendetwas hatte Anja abgehalten. Erst hatte der Flieder geblüht. Das musste sie erleben. Und in zwei Wochen gibt es einheimische Erdbeeren, hatte sie gedacht. Und dann: Wer will schon zur Erdbeerzeit sterben. Jetzt war die Luft schwerer geworden; der Herbst näherte sich mit Macht. Auf den Grünstreifen verschwendeten sich die Dahlien, deren leuchtende Köpfe fast zu schwer waren für die dünnen Stängel. Am Rande des Bewusstseins schwelte der Gedanke, dass alles nichtig war, in der glühenden Hitze

aber wurde er auf eine flüchtige Anwendung reduziert. Dies ist meine Wirklichkeit, dachte Anja. Dies werde ich zurücklassen: ein ganzes Leben lang einkaufen gehen und dann wieder zurück nach Hause. Es wird Herbst und Winter und Frühling und wieder Sommer, und der Alltag bleibt der gleiche, immer der gleiche.

Aber die Bäume. Die Birken mit ihren anmutigen weißen Stämmen und die Apfelbäume, die im Mai schmerzhaft schön geblüht hatten. Irgendwann hatte genau hier dichter Wald gestanden, nur ein Trampelpfad führte durchs Moos, später ein breiterer für Leiterwagen. Jetzt stand sie auf einer Schotterstraße, und von den alten Tannen waren nur noch wenige da, deren Wipfel jedoch ragten weit hinauf ins tiefblaue Gewölbe. Was ergab es für einen Sinn, dass der Mensch sich seinen Weg ebnete? Noch immer stand er inmitten von Bäumen! Doch er musste sich zwanghaft einen Weg erschaffen, obendrein Bedeutung, er musste umso mehr Sinn finden, je schneller das Leben ihm durch die Finger rann, und wenn er dann gerade bei sich angekommen war, wenn er gerade erfahren hatte, was das Leben ausmachte, musste er loslassen und erneut aufbrechen. Anja seufzte, blieb stehen und suchte in ihrer Einkaufstasche nach der Wasserflasche. Zu Hause muss ich endlich die Rosen gießen, dachte sie und hatte ein schlechtes Gewissen; die Blumen ließen in der Glut der Veranda schon die Köpfe sinken.

Anjas Nacken war heiß von der Sonne, in ihren Ohren sirrte es, sie fühlte sich unendlich erschöpft. Das Leben war voll von diesen beschwerlichen Momenten, in denen man sich wünschte, endlich zu Hause anzukommen, die Jalousien zu schließen und das geplante Essen zuzube-

reiten, es zu verzehren und dann auf die Nacht zu warten. Heute jedoch würde es keine Nacht mehr geben, nicht für Anja. Erst noch die Rosen gießen, dann kochen, dachte sie. Und dann die Medikamente.

An der Wohnungstür schlug ihr eine staubig-stickige Luft entgegen. Die Zimmerpflanzen darbteten in der Sonne. Anja öffnete schnell die Tür vom Wohnzimmer zur Veranda. Draußen stand die Hitze als schwüle Mauer hinter den leuchtenden Geranien. Es war vollkommen still. Die Wanduhr tickte kaum hörbar, jede Sekunde dehnte sich kreisförmig aus. Anja wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Rosen. Sie holte die Gießkanne aus dem Schrank und ging zurück auf die Veranda. Drehte den Bewässerungshahn auf. Nur langsam arbeitete sich das Wasser durch den Schlauch, floss schließlich wie eine kleine Dusche in die Kanne und glitzerte dabei in der Sonne. Die Rosen schienen vor Erleichterung aufzuatmen, das Wasser tröpfelte in kleinen Tränen von ihren samtigen Blütenblättern. In einer Blüte summte eine vom Nektar des Sommers dick und tollpatschig gewordene Biene, wie in Trance.

Die Gummistiefel ihres Mannes standen noch an ihrem alten Platz in der Ecke der Veranda. Anja stieg hinein. Die grauen, vom vielen Feuchtwerden leicht verfilzten Wollsocken darin hatten die Form seiner Füße bewahrt. Im Winter hatte er sie jeden Morgen angezogen und in Gummistiefeln, auf dem Weg zum Zeitungholen, den Schnee vom Gartenweg gefegt.

Anja trat auf den Rasen, die Halme bogen sich unter den Stiefeln. Auf diese Weise nehme ich Raum ein und hinterlasse Spuren. Dies ist mein Körper, dies sind seine

Grenzen und sein Maß. Anja ging zum Gemüsebeet hinüber und begutachtete die Kohlköpfe. Die Erde war von der Sonne ausgebleichen und rissig.

Sie holte den Sprenger und stellte ihn im Beet neben den Mohrrüben auf. Auch der Salat und die Zuckerschoten brauchten dringend Wasser. Anja spritzte einen Eimer sauber, der am Beetrand lag, und legte ein paar Zucchini und Mohrrüben hinein; aus den Zuckerschoten und den Radieschen würde sie Salat machen. Die Rucolablätter sahen schlaff aus, aber sie nahm trotzdem ein paar mit. Und natürlich Zwiebeln.

Im ersten Stock, vor dem Schlafzimmerspiegel, zog sie sich aus. Für eine Dreiundfünfzigjährige war sie noch immer schlank. Ihre Beine waren straff und glatt, der Bauch fest. Die Brüste saßen tiefer als früher, hingen ein wenig, aber sie waren auch heute noch schön. Am liebsten mochte Anja ihren Hals und die Schlüsselbeine. Deren gerade Kantigkeit hatten ihr früher etwas Jungenhaftes, Starkes verliehen. Das Jungenhafte war verschwunden, aber das Starke war auch jetzt noch da, die geöffnete Stellung der Schultern. Die Falten in ihrem Gesicht pflegte sie wie geliebte Wesen. Sie bildeten ein zweites Gesicht, geformt von der Erfahrung, und Anja empfand tiefe Zärtlichkeit für ihre Falten.

Sie betrachtete ihre gebräunten Arme und die blassen Streifen auf den Schultern, da, wo das Top die Haut vor der Sonne geschützt hatte. Die Arme und der Hals hatten einen kupfernen Braunton, ihre Brust dagegen war weiß. Der Spiegel gab noch eine andere Linie wieder, ließ im Bild der Frau im mittleren Alter ein anderes aufscheinen, eine



von den Jahren vergessene Gestalt, die sich dennoch klar hinter dem heutigen Bild abzeichnete. Die Rundung ihrer Hüfte war heute weniger ausgeprägt als damals, die feine Behaarung auf ihrer Haut war nicht mehr ganz so flaumig. Ihr Gesicht besaß einen tieferen Ausdruck, in ihrer Haut war das Wissen über die Beschaffenheit der Wirklichkeit gespeichert. Aber diese Frau war noch immer dieselbe, in die ihr Mann sich vor vielen Jahren verliebt hatte, der Knochenbau trug nach wie vor die Konturen des jungen Mädchens in sich, an die sich ihr Mann tatsächlich noch erinnerte. Auch, als er alles andere bereits vergessen hatte.

Wie hatte es angefangen? Das Vergessen. Wann hatte sie die Veränderung zum ersten Mal bemerkt? Es hatte so viele Sommer wie diesen gegeben, so viele gemeinsame Herbstabende und winterliche Frosttage, Frühlingsanfänge mit rosa Sonnenaufgängen, so viele Schneeschmelzen und gemeinsame Spaziergänge im erwachenden Wald. Und dann eine Ahnung, irgendetwas stimmte nicht. Hatte ihr Mann sich anders benommen oder anders gesprochen als sonst, oder hatte sich einfach seine Ausstrahlung verändert? Schon bald war die Vorahnung zur Gewissheit, zur banalen Unausweichlichkeit geworden: Es gab keine Rückkehr mehr zu dem, was so vertraut und lieb gewesen war.

Anja wusch sich die Füße und zog das weiße Hochsommerkleid über. Sie band sich die Haare mit einem Gummi zusammen und ging nach unten in die Küche. Der erste Luftzug des Tages blähte die dünnen Gardinen, die Sekunden dehnten sich nach innen aus, tickten dennoch unaufhaltsam voran. Sie öffnete die Aponal-Schachtel und legte die Streifen mit den Tabletten nebeneinander auf

den Tisch. Ging zur Spüle hinüber und betrachtete die Tabletten von dort aus. Die Tabletten sahen zurück, mit nacktem, gleichgültigem Blick.

Anja schnitt Zwiebeln klein, während das Öl in der Pfanne heiß wurde. Im Geruch anbratender Zwiebeln lag ein tiefer Frieden. Sie musste an einen Zustand aus der Kindheit denken, eine ruhige Wonne, die sich in ihrem Körper ausgebreitet hatte, als das ewige Warten endlich zu Ende ging: Ihre Mutter war von der Arbeit nach Hause gekommen und sie machten zusammen Abendessen; ihr Vater käme auch bald, und der Zwiebelgeruch aus der Bratpfanne erfüllte die Küche. Anja erinnerte sich an den groben Rockstoff ihrer Mutter und die schwarze Guss-eisenpfanne, an die Rufe spielender Kinder von draußen. Auch ihre Schwester war unten im Garten dabei; Anja hatte diesen feierlichen Moment mit ihrer Mutter ganz für sich allein.

Sie gab kleingeschnittene Paprika und Tomate zu den Zwiebeln und eine große Zucchini. Das Fleisch teilte sie in mundgerechte Stücke und bräunte es in einer zweiten Pfanne in Butter an. Zusammen mit jungen Mohrrüben, ganzen Zwiebeln und frischen Kräutern von der Fensterbank legte sie es in eine Ofenform. Die Kartoffeln kochten bereits leise vor sich hin.

Anja ging in den Keller und holte eine Flasche Weißwein. Zum Fleisch hätte roter besser gepasst, aber bei dieser Wärme machte allein der Gedanke an Rotwein müde. Sie goss sich ein Glas ein. Die Flasche lag kühl in der Hand, der Wein perlte zart an der Glaswand und schmeckte eine Idee säuerlich. Der Geschmack erinnerte sie an den ersten gemeinsamen Mai mit ihrem Mann. Sie studierte im ers-

ten Semester an der Universität. Er dagegen war schon im dritten Jahr, war älter, und Anja empfand eine merkwürdige Dankbarkeit für sein Interesse. Der Monat war, seit den Feiern zum ersten Mai, unwirklich warm gewesen. Und dann vertiefte sich der Frühling in der Monatsmitte während einer einzigen Nacht zum Sommer. Sie waren bis in die Morgenstunden unterwegs gewesen, warteten in der Frühe auf den Sonnenaufgang, als plötzlich ein warmer Regen niederging und er sie unter einen Apfelbaum zog und küsste. Der Kuss schmeckte nach Wein, etwas herb, leicht zitronig und ein bisschen wie Tannennadeln – und nach einem Glücksversprechen, dem schon da, unter den Apfelblüten, eine leise, aber klare Note von Trauer beigemischt war. Damals hatte Anja diese Ahnung als Angst ausgelegt; heute wusste sie, was es war: ein stilles Wissen, dass das Glück am intensivsten in seiner Möglichkeitsform blüht, dann, wenn alles zum Greifen nahe ist und es noch keine Versprechen gibt. Denn wenn man die Hand nach dem Glück ausstreckt und es zu greifen wagt, kommt unausweichlich auch das Bewusstsein seiner Vergänglichkeit auf.

Anja holte Stift und Papier aus der Schublade und setzte sich an den Tisch. Ohne Abschiedsbrief, das ginge nicht. Zumindest für ihre Schwester Marita. Und noch einen, für deren Tochter. Anja schrieb probeweise drauflos. Gründe zu nennen fand sie überflüssig. »Im Kühlschrank ist Rindertopf mit Rosmarin. Bitte esst ihn, nicht wegwerfen. Tut mir leid, dass ich nicht alles geschafft habe. Nimm von meinen Sachen und Möbeln, was Du magst. Der Rest geht an die Heilsarmee. Das Geld von meinem Konto bitte auf das Pflege-Konto meines Mannes über-

weisen.« Anja las sich die Nachricht durch. Sie klang herzlos. Aber anders ausdrücken konnte sie es nicht.

Ihrer Nichte Marie wollte sie gern etwas Richtiges mit auf den Weg geben. Ein Lebensmotto. Sie blätterte in ihrem zerfledderten Notizbuch. Nichts Passendes. »Verzeih mir«, schrieb sie einfach, nach einem Moment des Nachdenkens.

Als sie gegessen und zwei Gläser Wein getrunken hatte, drückte Anja die Tabletten aus der Packung. Sie beschloss, noch ein drittes Glas zu trinken. Dann legte sie die Tabletten zu Buchstaben: APONAL. ELEND. Wenn man in der Mitte des D noch quer eine Trennlinie einfügte und die Buchstaben in eine andere Reihenfolge legte, wurde daraus LEBEN. Das nächste Wort war LAST.

Als Erstes aß sie den Querbalken im A. Sie drehte den restlichen Buchstaben um. Jetzt stand dort LUST. O nein. Eine Lust war diese Angelegenheit ganz gewiss nicht. Anja aß das Wort auf. Danach konnte sie genauso gut die restlichen Tabletten einnehmen. Sie wischte sie vom Tisch in die hohle Hand und stopfte sie alle auf einmal in den Mund. Spülte sie mit Weißwein hinunter.

Wer würde sie überhaupt vermissen? Wenn ihrer Schwester nichts auffiele, würde man ihr Fehlen erst in ein paar Wochen an der Universität bemerken, wenn sie nicht kam, um ihre Sprechstunde abzuhalten.

Anja überlegte, wie man sie finden sollte. Oben im Bett vielleicht? Angekleidet oder im Nachthemd? Unter der Bettdecke oder auf der Tagesdecke? Wenn sie sich jedoch oben im ersten Stock hinlegte, könnte es sein, dass man sie nicht so schnell entdeckte. Ist für ein paar Tage

weggefahren, könnte man denken, wenn man unten zum Fenster hineinschaute. Womöglich fände man sie erst, wenn sie bereits anfang zu müffeln. Anja malte sich die Schlagzeile im Abendblatt aus: Mumie lag wochenlang im Schlafzimmer. Nein. Also nicht im Bett. Ihr kam kurz der Gedanke, dass sie die Abschiedsbriefe am Fenster aufhängen und mit einem Pfeil versehen könnte, der nach oben zeigte. Die Vorstellung von einer Schnitzeljagd zu ihrer Leiche amüsierte sie. Dann könnte sie über ihrem Kopfende noch einen weiteren Zettel aufhängen, mit einem Pfeil nach oben: In den Himmel aufgestiegen.

Anja musste lachen, erschrak aber gleich darüber, wie grotesk dieser Laut im leeren, stillen Haus klang. An diesem Moment war nichts Komisches. Es ging schließlich ans Sterben.

Sie stellte fest, dass sie ein wenig angetrunken war. Das fühlte sich unpassend an. Anscheinend war dies gar kein so pietätvoller Moment, wie sie es sich ausgemalt hatte. Doch warum den Tod nicht mit einem kleinen Schwips empfangen? Schaden konnte das nicht.

Anja legte sich auf den Küchenfußboden. Sie schmiegte ihre Wange auf den gelben Streifen des Flickenteppichs und spürte leichten Schwindel. Vom Magen her stieg Übelkeit auf. Anja schloss die Augen und ließ sich davon-driften, immer weiter fort aus der Zone des Bewusstseins, bis an dessen Grenze und darüber hinaus, in die Wiege eines dichten Waldes.

Um sie herum wuchs üppiger Farn. Die Grüntöne leuchteten, waren unwirklich durchdringend. Anja ging tiefer ins kühle Waldgewölbe. Einzelne Sonnenstrahlen wurden durch das löchrige Dach verschränkter Zweige

gesiebt. Unter dem Farn verströmte die Erde eine dichte, süßliche Feuchtigkeit.

Zauberwald.

Anja sah sich und ihre Schwester, sie waren klein, hatten geflochtene Zöpfe, liefen, ohne sich umzudrehen, den Waldweg entlang. Um sie strahlte die Weite des Juni, über den Tannenspitzen flog ein Vogel. Dann verengte sich der Wald, und unversehens glitt Anja aus dessen Wiege zurück in die Übelkeit, auf den Küchenfußboden, den gelben Teppichstreifen, auf dem ihr Kopf lag. Sie riss die Augen auf und spürte den waffelartigen Abdruck des Teppichs auf ihrer Wange. Unter ihr lag Speichel. Die Übelkeit wogte fordernd, schon dicht hinter ihrem Kehlkopf.

Anja atmete tief ein.

Es half nichts.

Sie stand auf.

Das Gefühl im Magen war jetzt wirklich schlimm. Ein Brodeln wie kurz vor dem Übergeben. Und im nächsten Moment stürmte sie schon auf die Toilette und erreichte die Schüssel gerade noch rechtzeitig. Sie würgte alles raus: das Rosmarinfleisch, den Weißwein und die Aponal-Tabletten, die sich noch nicht aufgelöst hatten. Zwischen den Schüben schöpfte sie Atem. In ihre Nase stieg Erbrochenes. Ihre Augen träneten. Heulend stand sie wieder auf und drückte die Spülung. Von den Kacheln hallte ihr Schluchzen als derbes Röcheln wider. Anja ließ sich auf den Boden neben die Klobürste sinken. Die Tränen liefen ungebremst, ihr Mund schmeckte nach nassem Salz und Kotze.

Irgendwann stand sie auf und spülte sich den Mund aus. Ich habe mich ewig nicht mehr übergeben, dachte

sie. Das letzte Mal vor achtzehn Jahren. Damals hatte sie gedacht, sie wäre schwanger. Aber dann war es nur eine Lebensmittelvergiftung gewesen; sie hatten nie Kinder bekommen.

Anja ging wieder in die Küche. Der Essensgeruch ekelte sie. Schwindel. Sie setzte sich auf den Boden. Nur kurz den Kopf ablegen, dachte sie, sank neben den Speichelfleck und schloss die Augen.

Sie erwachte vom Rasenmähen des Nachbarn. Ihr Kopf war schwer. Der Mund klebrig. Anja setzte sich erst vorsichtig hin, stand dann auf, mit wackligen Beinen. Sie ließ den Wasserhahn laufen, bis das Wasser kalt war, und trank vier Gläser. In den Schläfen pochte es, noch immer war ihr flau. Anja horchte in sich hinein: Ihr Befinden war unter Kontrolle.

Auf dem Tisch lagen die Tablettenstreifen. Sie räumte sie nicht weg. Es wäre eine Vernichtung von Beweismitteln gewesen. Aus irgendeinem Grund schien es wichtig, sie aufzubewahren, als Beleg dafür, dass sie versucht hatte zu sterben. Wenn auch nur als Beleg für sie selbst. Doch heute würde sie nicht mehr sterben. Auf einmal durchströmte sie eine leise Zärtlichkeit für ihren zappelnden Lebenswillen. Heute würde sie es nicht noch einmal versuchen. Der Tod musste in die Zukunft verschoben werden. Und statt ihn neu zu planen, musste Anja erst einmal ihren Mann besuchen.

Der Nachmittag ging in den Abend über, und Wolken brauten sich am Himmel zusammen, wie oft bei Hitze. Warme Luft stieg auf und machte Raum für heftige Wind-